

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 29 (1956-1957)

Heft: 5

Artikel: Evangelium und Technik : Ansprache am Kirchensonntag 1956 in einer bernischen Landkirche

Autor: Bucher, Arnold

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-850521>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Evangelium und Technik

Ansprache am Kirchensonntag 1956 in einer bernischen Landkirche

Die Zeitungen haben uns soeben ungeheuerliche Zahlen gemeldet: Im vergangenen Jahr forderte der Straßenverkehr in unserem Lande 1019 Tote und 28100 Verletzte, durchschnittlich drei Menschenleben und 77 Verletzte im Tag.

So abgestumpft sind wir noch nicht, daß uns diese Meldung nicht erschüttert hätte. Wir denken daran, wieviel Trauer, zerstörte Hoffnung, Not und Verzweiflung diese Zahlen verbergen. Es sind Opfer der Technik, und es fällt uns schwer, sie zu begreifen. Wir können sinnlose Automobilrennen verbieten; dem ständig wachsenden Riesen Verkehr müssen wir die Bahn freigeben und noch erweitern.

So scheint es sich mit der Technik überhaupt zu verhalten. Sie gehört bereits so in unser Dasein, bringe sie Gutes oder Schlimmes, daß wir sie nicht aufhalten können. Die Räder laufen, und wir fahren mit; das Abspringen wäre noch gefährlicher als das Mitfahren.

Aber wir sind genötigt, über die Rolle der Technik in unserem Leben nachzudenken. Wir fragen uns, wie wir sie nützen sollen, ohne Schaden zu erleiden, wo ihre Grenzen sind, was wir an ihr bejahen, was wir verneinen sollen.

Das sind heute Daseinsfragen, denen wir nicht ausweichen dürfen. Zu solchen Grundfragen des Lebens müssen wir auch als Christen Stellung beziehen. Wenn die evangelischen Wahrheiten unserem Leben die Richtung geben sollen, dann müssen sie uns auch hier den Weg weisen, mag das technische Zeitalter sich noch so weit von dem der biblischen Erzväter, Propheten und Apostel entfernt haben. Zu lange schon sind Evangelium und Technik zwei getrennte Welten. Unsere heutige Betrachtung soll ein wenig dazu beitragen, Verbindungen herzustellen.

Wenn freilich der Wanderer aus der Stadt in diese ländliche Gegend gelangt, erscheint sie ihm in dem Winkel zwischen Eisenbahnlinie und Hauptstraße wie eine Oase des Friedens mitten in einer

technisierten Welt des Lärms und der Unrast. Auf stillen Feldwegen nähert er sich dem Dorf, dessen stattliche Häuser von hergebrachter Bauart sogleich das Gefühl geborgener Heimatlichkeit empfinden lassen. Die Kirche mit dem schlichten Turm überragt die breiten Dächer und den Friedhof zu seinen Füßen. Der Schlag der Glocke im Turm begleitet den Lebenslauf der Bewohner vom Anfang bis zum Ende und regelt ihren Arbeitstag. Über der Turmuhr aber stehen die uralten christlichen Worte: «Bete und arbeite!» und erinnern den Vorüberziehenden daran, daß dieser gottgewollte Zweiklang im Bauerntum noch gilt, daß hier Arbeit und Mühe wohl hart sind, aber zum Gebet, und sei es nur ein stiller und verschwiegener Augenblick der Besinnung, immer noch Raum ist, da der Mensch noch nicht zum bloßen Rad in der riesigen Maschinerie der Technik geworden ist. Er denkt an Gotthelfs Lob des Bauernlebens: «Einem rechten Bauer hat Gott seine Bahn gezeigt, hat ihm das Jahr eingeteilt und macht ihm die Tagesordnung und alles nach der Uhr, welche er ihm zum Himmelfenster hinausgehängt hat, der lieben, hellen Sonne, die eigentlich nichts anders ist als der Widerschein von Gottes Angesicht. Da geht der Bauer seinen Weg ehrbar und ehrenfest wie die Sonne und schafft jeden Tag sein Tagewerk kürzer oder länger, drinnen oder draußen, immer nach Gottes Tagesordnung. Dabei sind seine Hände gesegnet, sein Hof bringt reiche Frucht, und seine Kinder blühen ihm munter auf, gedeihen, wie das junge Gras im kühlen Tau, in der Zucht und Vermahnung des Herren. Das ist das wahre Leben voller Wonne, das nie Ekel bringt, aber eine große Befriedigung, bei welchem es dem ganzen Hausstand wohl ist; die Familie wurzelt tiefer, blüht schöner alle Tage, und zwischen immer neuen Blüten reifen die Früchte süß und schön.»

Das ist ein großartiges Bild des Bauernlebens, aber gewiß mehr ein Vorbild als ein Abbild der Wirklichkeit. Gotthelf sagt damit mehr: «Seht, so sollte es sein! So könnte es sein!» als: «So ist es!» Deshalb sei es als Maß des wahren Lebens über-

haupt dem ganz andersartigen Menschendasein unter dem Zeichen der Technik, von dem jetzt die Rede sein soll, vorangestellt.

Wir wissen es: Die Technik hat auch vor dem Bauernland nicht haltgemacht. Sie ist in jedes Haus eingezogen. In den Schuppen stehen die landwirtschaftlichen Maschinen, der Traktor; weitere mechanische Gerätschaften aller Art gehören heute zur Ausrüstung jedes Bauernhofes. Die Arbeit auf dem Felde ist mechanisiert: Aussaat und Ernte, Futtergewinnung und Kartoffelgraben. Die chemische Industrie liefert Düngemittel und Insektengifte gegen die Schädlinge. Die Technik und ihre Erzeugnisse sind auch hier allgegenwärtig und haben Arbeit und Lebensweise des Bauern in den hundert Jahren seit Gotthelf von Grund auf umgestaltet.

Doch kennt der Bauer besser als andere Berufsleute die Grenze der Technik. Was die Hand schafft und die Natur hervorbringt, ist noch immer wichtiger als sie. Der Bauer weiß, was sie nie erreichen kann: Sie wird nie das Wunder des Saatkorns nachbilden, nie einen Getreidehalm in seiner schlanken Kraft und Biegsamkeit aufschießen lassen, nie auch nur eine einzige Apfelblüte hervortreiben, entfalten und zur reifen Frucht verwandeln. Der Wechsel der Jahreszeiten mit Wärme und Kälte, Schnee und Regen, Sonnenschein und Wolken ist ihrem Zugriff entzogen. Über Wachsen und Gedeihen entscheiden mächtigere Gesetze. Was sind alle Wunder der Technik gegenüber den Vorgängen und Gebilden der Natur! Wissenschaft und Technik werden sie immer mehr beeinflussen lernen — aber sie werden sie nie ganz beherrschen.

Der Stand des Bauern ist der einzige, der inmitten einer Welt der technischen Planung, der technischen Eingriffe und des Glaubens an die Allgewalt der Technik täglich erlebt, was sie nicht vermag.

Er erlebt auch ihre Gefahren auf eigene Art.

Wenn er die Maschine in seinen Dienst nimmt, damit sie ihm Hände und Arbeitsstunden erspare, so sucht er eben dadurch einer verhängnisvollen Entwicklung der technischen Zeit zu begegnen: der Landflucht. Die Landbevölkerung nimmt ab, die Stadtbevölkerung wächst. Das Schweizervolk ist ein Industrievolk geworden. Täglich verschlingen die Anlagen der Industrie, des Verkehrs, der Wohnsiedlungen den Boden, den bisher der Bauer nutzte. Wie ein übermächtiges Verhängnis bricht die Technik in seinen friedlichen Bereich ein.

Unser Volk ist längst nicht mehr ein «Volk der Hirten»; das ist die Wirklichkeit, der wir uns beugen müssen.

Können wir anders? Unsere 4,5 Millionen sind nur beschäftigt und ernährt, wenn alle Räder laufen und aller Erfindungsgeist sich beständig anstrengt, das Reich der Maschinen noch wirksamer, noch mächtiger, noch überlegener zu gestalten.

Dazu brauchen wir immer neue Energiequellen. Das Wasser unserer Bergbäche und der Flüsse des Tieflandes haben wir zu künstlichen Seen gestaut; zwischen steilen Berghängen bauen wir unsere Mauern aus Zement und Stahl. Neue Pläne tauchen auf, neue Werke werden in Angriff genommen. Wann ist es genug? Noch lange nicht. Der Energiebedarf steigt ständig, der Ausbau der Industrie schreitet fort. Wird es so lange gehen, bis unsere Alpen *ein* großes Wasserschloß und unser Mittelland *eine* große Industriestadt ist vom Bodensee bis zum Genfersee? Man hat uns in einer europäischen Zukunftsplanung schon solches prophezeit und uns die rascheste Umstellung auf diesen Plan dringend empfohlen.

In der technischen Entwicklung steht kein Volk allein. Die Technik ist zum Schicksal der Menschheit überhaupt geworden. Sie breitet sich heute mit nie geahnter Eile über den ganzen Erdball aus, von einem Pol zum andern, über alle Festländer und Meere. Die Robinsoninsel, die unberührt und ursprünglich geblieben ist, müßte man bereits mühsam suchen, und hätte man sie gefunden, dann geriete sie sogleich in den Strudel der technischen Zivilisation.

Schon ist die Erde zu eng; der Weltraum rückt näher. Bald werden künstliche Monde unsern Planeten umkreisen und zu Vorstößen in die Sternenvelt die Voraussetzungen schaffen. Das sind keine Hirngespinnste phantasiebegabter Romanschriftsteller mehr.

Wir dürfen uns nicht täuschen: Die Technik hat die Weltherrschaft angetreten, und niemand kann sich ihr entziehen. Seit der christlichen Zeitenwende vor 2000 Jahren hat nichts das Leben der Menschheit so verwandelt wie sie.

Ein Leben im Einklang mit dem Lauf der Sonne und dem Gang der Natur, im Einklang mit der göttlichen Bestimmung, wie es uns Gotthelf vor Augen stellt, ist uns heute viel schwerer, vielleicht fast unmöglich geworden. Ob Bauer oder Handwerker, Fabrikarbeiter oder Gelehrter, wir alle stehen im Banne der Technik und müssen wissen, was uns bedroht, wenn wir einen Ausweg finden wollen.

Die erste sichtbare Wandlung durch die Technik erfährt die Natur. Wir herrschen über sie, wie man es noch vor kurzem nicht geträumt hätte. Die Elemente stehen uns zu Diensten, vom Feuer bis zu den unvorstellbaren Kräften, die wir durch die Spaltung

des Atoms entfesseln können. Die Technik bemächtigt sich rasend schnell der Natur, überzieht sie mit einem Netz von Verkehrswegen und Stromleitungen, mit rauchenden Fabrikbezirken und schwarzen Bergbaugebieten, die das grüne Land verschlucken und mit ihm alles, was aus dem Boden wächst, blüht, Frucht trägt und verwelkt.

Die Schönheit der Landschaft ist in vielen Gegenden der Erde unrettbar vernichtet, und die Zerstörung geht weiter.

Ist das aber nicht nur die Erfüllung des göttlichen Auftrages an die Menschen: «Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan, und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Getier, das auf Erden kriecht»? (1. Mose 1, 28) Dürfen wir nicht beruhigt dem begonnenen Werk zustimmen?

Gewiß! Es ist Menschenrecht, sich die Natur zu unterwerfen. Sie ist die Ernährerin; sie gibt die Mittel des Aufstieges, die Möglichkeiten zu einem wertvolleren Dasein. Gerade der Bauer weiß, welcher Segen in dem Bemühen liegt, sie zu nutzen. Viele Geschlechter arbeiteten vor uns schon daran, dieses Land bewohnbar zu machen und seinem Boden Früchte abzugewinnen, damit er Menschen ernähre.

Aber die Technik beherrscht nicht nur die Natur, sie zerstört sie unweigerlich und unaufhaltsam. Sie zerstört ihre Schönheit, die dem Menschen zur Freude und zum Trost gegeben ist. Sie zerstört die Zusammenhänge in dem belebten Ganzen der Natur, in dem alles seinen bestimmten Platz und seine mannigfaltige Beziehung hat. Diese Vernichtung der natürlichen Lebenszusammenhänge — es gibt dafür eine Fülle von Beispielen aus der ganzen Welt — ist ein Zeichen mehr, daß Glaubenskräfte im Menschen geschwächt und geschwunden sind. Der Glaube führt zur Achtung vor allem Lebendigen, zur Liebe zu allem neben uns Atmenden, zur demütigen Erkenntnis, Glied in demselben Schöpfungsganzen zu sein. «Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist; der Erdboden und was darauf wohnt», singt der Psalmist (Ps. 24, 1). Die technische Zeit hat ihre Ehrfurcht vor der Schöpfung verloren und glaubt sich zu allem berechtigt.

Die Triumphe der Wissenschaft und der Technik erfüllen sie mit stets neuer Bewunderung: Was ist der Mensch und was vermag er nicht alles! Die gewaltige Anziehungskraft der Technik liegt zum guten Teil in diesem Stolz: Der Mensch hat alles in seiner Hand; ein technisches Werk ist ein Wunder, das sein Geist geschaffen hat; ihm sind keine Grenzen gesetzt. Wie staunen wir über die noch leistungsfähigere Maschine, die schnelleren Automobile und

Flugzeuge, und wir halten solche Dinge jeweils für Höhepunkte menschlicher Schöpferkraft. Nach kurzer Zeit ist alles durch Besseres überboten. Schließlich verlernen wir auch das Staunen, und zurück bleibt nur noch der Hochmut, der Dünkel der Überlegenheit, der sich selbst anbetet. Der Mensch fühlt sich als mächtiger Herr der Welt — aber er ist es nicht!

Wie weit die Vernichtung der Natur auch gehen mag, es gelingt ihm nie, sie ganz zu unterwerfen. Plötzlich bricht ein Element los aus seinen Fesseln. Ströme und Meere durchbrechen die Dämme und bringen den Menschen in bittere Not; die Berge senden Lawinen zutal; die Erde selbst erbebt und zerstört, was Menschenhand gebaut hat. Dann geht für kurze Zeit eine Erschütterung durch die Menschen, weil sie, ungleich ihren Vorfahren, die Möglichkeit solcher Gefährdung vergessen haben. Bald aber ist das Unglück nur noch eine Sensation und ein Geschäft für Reporter und Zeitungen. Bald ist es vergessen, und die alte Überheblichkeit ist wieder da.

Sie vernimmt das Wort nicht mehr, das der Herr aus dem Wetter zu Hiob sprach: «Wer ist der, der den Ratschluß verdunkelt mit Worten ohne Verstand? Gürtel deine Lenden wie ein Mann; ich will fragen, lehre mich! Wo warest du, da ich die Erde gründete? Sage an, bist du so klug! Weißt du, wer ihr das Maß gesetzt hat, oder wer über sie eine Richtschnur gezogen hat? Worauf stehen ihre Füße versenkt, oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt? Da mich die Morgensterne miteinander lobten und jauchzten alle Kinder Gottes . . . Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit, oder den jungen Bären am Himmel samt seinen Jungen heraufführen? Weißt du des Himmels Ordnungen, oder bestimmst du seine Herrschaft über die Erde? Kannst du deine Stimme zu der Wolke erheben, daß dich die Menge des Wassers bedecke? Kannst du die Blitze auslassen, daß sie hinfahren und sprechen zu dir: Hier sind wir? Wer gibt die Weisheit in das Verborgene? Wer gibt verständige Gedanken?» (Hiob 38, 2—7, 32—36).

Und wenn unsere Zeit diese Fragen auch vernähme, sie vermöchte im Gefühl ihrer Selbstherrlichkeit den Sinn nicht mehr zu verstehen, oder sie hätte aus dem Vorrat ihrer Scheinbildung auf alles sogleich die Antwort bereit und ließe sich nicht erschüttern wie Hiob.

Aber selbst das Großartige, das die Technik schafft, entgleitet uns. Die Maschine wird mächtiger als der Mensch. Sie raubt seiner Arbeit die Würde, die jede naturnahe Tätigkeit hat. Ein großer In-

dustriebetrieb mit Fließband ist ein einziger Mechanismus, der auch die Menschen nur als Bestandteile einer seelenlosen Maschinerie einsetzt. Er fordert von ihm nur einzelne Handgriffe, und zwar immer dieselben. Geist und Seele gehen leer aus, füllen sich mit wertlosen Bildern genossener oder bevorstehender Vergnügungen und verstricken sich in fruchtlose Unzufriedenheit. Der Mensch ist degradiert zum ferngesteuerten Roboter, der einem eng begrenzten Zweck mit der Präzision einer Maschine zu dienen hat.

In einem Teil der Welt ist das heute bereits das menschliche Ideal. Der technische Fortschritt soll den Menschen entwürdigen, damit er um so gewisser in den Mechanismus des totalen Staates eingegliedert werde und seiner Ausbeutung anheimfalle. Das Denken besorgt die Partei für ihn; er hat zu arbeiten und sein Soll zu erfüllen. Deshalb schärft man ihm ein, wie rückständig alle Vorstellungen seien, die ihm als einem Ebenbild Gottes Würde und Adel verleihen. Die Sonntagsbetrachtung der führenden Zeitung eines solchen ehemals christlichen Staates lautet dann etwa: Es gelte jetzt, die veraltete religiöse Tradition energisch durch die Werbung für eine zeitgemäße Daseinsvorstellung ohne Gott zu verdrängen; denn die «religiösen Vorurteile» lähmen den Eifer des Arbeiters. Man müsse ihm zeigen, «daß die eigentlichen Grundlagen der Religion gegen den Fortschritt und gegen die wissenschaftliche Erfahrung gerichtet» seien.

Wer sich nicht überzeugen läßt und sich gar aus christlichem Gewissen auflehnt, kann mit den Mitteln der Technik, die den heutigen Tyrannen zu Gebote stehen, jederzeit versklavt und seines eigenen Denkens und Gewissens beraubt werden.

Der ungeheure technische Fortschritt, Folge der umstürzenden naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, hat dagegen einen der bedeutendsten Gelehrten, den vor kurzem verstorbenen Albert Einstein, zu ganz andern Schlußfolgerungen veranlaßt. Der Mann, auf dessen Forschungen die Entdeckung der Atomkräfte und ihre Ausnützung zu einem guten Teil beruht, hat die Menschheit bis in seine letzten Lebenstage hinein davor gewarnt, Naturwissenschaft und Technik, so großartig und segensbringend sie seien, als das Letzte anzusehen. Sie hätten den Menschen in Ratlosigkeit, Versklavung an die Maschine und in den Abgrund der Massenvernichtung gestürzt. Nur die Religion, niemals «der Glaube an die Allmacht der physischen Kraft» vermöge dem Menschen die Fundamente und Richtlinien seines Handelns und Denkens zu geben.

Einstein hat seine Stimme so eindringlich warnend erhoben, weil er die Schrecken des Krieges vor

Augen hatte, des vergangenen und eines möglichen der Zukunft, dessen grenzenlose Zerstörungswut letztlich nicht Wissen und Können sondern nur Gewissen und Glaube zu bannen vermögen. Seine Schrecken sind die der gewissenlos entfesselten Technik, der brutalsten Vernichtung, die je von Menschen gegen alles Menschliche ersonnen worden ist. Zurückhaltung, Vorsicht und Mißtrauen sind deshalb der Technik gegenüber eher berechtigt als unbedachter Stolz über ihren doppeldeutigen Triumph.

Aber die Technik bedroht die Menschen nicht nur mit einem selbstinszenierten Weltuntergang. Sie schädigt ihn viel unmerklicher jeden Augenblick: Sie bedroht sein Inneres, sein Fühlen und Denken. Wir haben «keine Zeit» mehr für so vieles, was dringlich und wichtig wäre: vielleicht ein gutes Buch zu lesen, einen Brief zu schreiben, dem Nächsten zu helfen, über unsere Aufgabe, über unsern Platz in der Welt nachzudenken. Und dies, obwohl die Maschine uns immer mehr harte Arbeit abnimmt, obwohl die Verkehrsmittel uns immer rascher befördern, obwohl uns alle erdenklichen Lebenserleichterungen zu Gebote stehen. Was die Menschen an Zeit gewinnen, das füllen sie durch neue Betriebsamkeit aus, seien es neue Geschäfte und Unternehmungen, sei es die Jagd nach dem Vergnügen. Daß sie nicht mehr zu sich selber kommen, empfinden sie zuletzt gar nicht mehr als einen Mangel. Sie sind eingespannt zwischen die Pole «Profit» und «Vergnügen». Je sinnloser ihre Arbeit, desto mehr drängen sie nach leeren Vergnügungen; diese wiederum verlangen neue Verdienstquellen, neue Geschäftigkeit.

Gewaltig ist der Umlauf des Geldes. Die Welt ist ein riesiger Marktplatz, auf dem alles angeboten wird, was menschlicher Scharfsinn an irdischen Gütern hervorbringen kann. Vieles davon ist Überfluß, durch andern Überfluß bald überholt. Aber es wird gekauft, weil es die Reklame so wirkungsvoll anbietet, daß man sich so lange unglücklich fühlt, bis man ihren Winken Folge geleistet hat. Ob sich nun das Glück wirklich einstellt? Gerade der schweizerische Alltag zeigt ein anderes Bild. Das Streben nach Geld, Besitz und Vergnügungen steigert sich, je mehr man ihm nachgibt, und deshalb sind die Menschen, statt durch die Technik frei zu werden von den Nöten und Beschränkungen früherer Zeiten, abhängiger denn je. Sie verwirren sich in einem Netz von ständigen Wünschen, Sorgen, Hoffnungen und Enttäuschungen. Technik und moderne Wirtschaft haben es fein gewoben und ihnen über den Kopf geworfen.

Es gibt keinen größeren Gegensatz zu diesem Dasein in Unruhe und Friedlosigkeit als die Botschaft der Bergpredigt: «Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise, und der Leib mehr denn die Kleidung? Seht die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie? . . . Und warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist wie derselben eins. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird: sollte er das nicht viel mehr euch tun, o ihr Kleingläubigen? . . . Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Darum sorget nicht für den andern Morgen; denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.» (Matth. 6, 25, 26, 28—30, 33, 34)

Mögen wir ungläubig lächeln über solche Vertrauensseligkeit und sie in unseren Zonen und in unserer ehernen Zeit als widersinnig betrachten. Wo ist denn der Sinn unseres friedlosen und sorgen-schweren Lebens? Die Gleichnissprache der Bibel enthüllt ihre Wahrheit gerade im Widersinn des Daseins, das sich der Herrschaft der Technik ausgeliefert hat. Was sie bringt, ist Knechtschaft; was Christus mit dem Gleichnis der Vögel und Lilien verkündet, ist Freiheit, die von der Hingabe an Äußerlichkeiten erlöst und Raum schafft für ein verinnerlichtes, wesenhaftes Menschentum.

Das Evangelium verspricht uns keine irdischen Reichtümer, keine Annehmlichkeiten der Lebenshaltung, keinen materiellen Fortschritt, kein Paradies auf Erden, wie es blinde Anbeter der Technik von ihr erwarten. Es rüstet uns aber aus für die andere Seite des Lebens, die wir heute, geblendet durch die Errungenschaften der Forschung und der Technik, zu übersehen geneigt sind: Krankheit, Mißgeschick, Schuld, Leid und Tod. Sie sind ständig um uns und reißen uns heraus aus dem sinnlosen Kreislauf von Gewinnsucht und Genußsucht; sie lassen sich nicht beheben wie eine Störung im Getriebe eines Motors. Nur in der Tiefe und Innerlichkeit des Glaubens finden wir die Kraft, sie zu tragen und zu überwinden.

Die Technik ist weder gut noch böse. Sie hat den Menschen nur überrascht. Sein Gewissen und sein Glaube hielten nicht Schritt; sie war bisher immer voraus. Sie ist aber blind; deshalb ist es gefährlich, sich ihr auszuliefern. Die Botschaft des Glaubens muß dem Menschen zu Hilfe eilen, wenn er nicht führerlos in den Abgrund der Selbstvernichtung stürzen soll.

Gewiß darf sich der Mensch seiner Leistungen freuen. Er soll aber in Demut des Mächtigeren eingedenk bleiben, der ihr Grenzen gesetzt hat. Er soll forschen, schaffen, bauen. Doch soll er wissen, daß dies nicht das Letzte ist. Sein innerer Friede steht höher. «Es ist besser, eine Hand voll mit Ruhe, denn beide Fäuste voll mit Mühe und Haschen nach Wind», warnt der Prediger. (Pr. Sal. 4, 6).

Verfallen wir nicht dem Taumel des technischen Fortschritts, auch wenn er uns trügerisch die Welt-herrschaft verspricht; denn «was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme an seiner Seele Schaden?» (Markus 8, 36).

Arnold Bucher

Beispiel einer Prüfung mit den evokativen Tests

von Franziska Baumgarten

I.

Mein in der «Schweiz. Erziehungs-Rundschau» in August und September Heften 1955 erschienener Aufsatz u.T. «Die Erfassung der Persönlichkeit mittels Eignungsprüfungen» war Anlaß dafür, daß ich vielfach gebeten wurde, ein ausführliches Beispiel einer nach der dort geschilderten neuen Methode vorgenommenen Prüfung zu bringen. Ich komme diesem Wunsche gerne nach, indem ich im Ein-

verständnis der Explorandin über eine solche Prüfung nachstehend berichte.

Es handelt sich um eine 27-jährige Primarlehrerin, die beschlossen hatte, Gymnasiallehrerin zu werden, sich bereits für die Maturaprüfung vorbereitet und noch gerne wissen möchte, ob sie sich dafür eigne und das einige Jahre dauernde Studium auf sich nehmen dürfe. Dabei möchte sie auch gerne «etwas über sich selbst erfahren».